
Anarchosyndikalistisches Magazin
Ausgabe 17 | Erschienen: Juni 2014
Schwarzes
Kleeblatt

Was wäre das Leben ohne Arbeit?

Bevor sie uns Jugendliche anfängt zu beschäftigen, geht sie den meisten schon auf den Senkel. Kaum etwas anderes greift mehr in unsere Lebensplanung ein und ist von so essenzieller Bedeutung für unseren weiteren Lebensverlauf. Gerade die im Kapitalismus übliche Lohnarbeit verwehrt uns in den meisten Fällen eine Erfüllung unserer eigentlichen menschlichen Bedürfnisse – und doch müssen wir sie paradoxerweise ausüben, um der absoluten Verarmung vorzubeugen.

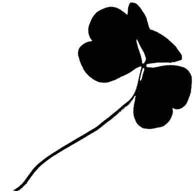
Wie sich unser heutiges Arbeitsverständnis herausgebildet hat, wie eng es an die Marktwirtschaft und somit verschiedene gesellschaftliche Rollen geknüpft ist, erläutert der Artikel „You better work bitch!". Nebenbei offenbart er auch, wie Höchstleistung in unserer Gesellschaft immer mehr zu dem Ideal schlechthin stilisiert wird.
Ein Artikel über Transhumanismus hakt genau dort ein. Ihr findet hier ein differenziertes Bild, wie eine hauptsächlich elitäre Ideologie mittels diverser künstlicher Eingriffe versucht, einen neuen, auf allen Ebenen leistungsfähigeren Menschen zu kreieren. Sind wir nicht mehr weit entfernt von Huxleys „schöner neuen Welt"?

Dabei liegt doch der Müßiggang in der Natur des Menschen und ist wichtig, um innerlich nicht zu verrohen und empfänglich für äußere Reize zu bleiben. Dass totale Beschäftigungslosigkeit aber ebenso wenig glücklich macht wie andauernde Belastung, sowie andere grundlegende Missverständnisse bezüglich „Faulheit" und „Fleiß", greift der Artikel „Von Säcken und Bienchen" auf.
Und nicht nur Freizeit ist wichtig für den Erhalt eines gewissen Lebensstandards. Um unsere Arbeitskraft oder überhaupt unser Überleben zu sichern, muss schließlich ein Haushalt geführt, Nachkömmlinge „anständig" erzogen werden – und im Alter oder Krankheitsfall ausreichend Fürsorge vorhanden sein. Doch trotz ihrer immensen Wichtigkeit erhalten diese sogenannten Reproduktionsarbeiten gesellschaftlich vergleichsweise wenig Anerkennung und sind meist unbezahlt. Der Artikel „Care? Work!" klärt detailliert auf, wie es dazu kommt und was genau hinter dem Begriff der Reproduktionsarbeit steckt.

Natürlich darf in einer Ausgabe zum Schwerpunkt Arbeit dann auch ein Statement zu Gewerkschaften nicht fehlen. Als syndikalistische Jugendorganisation werden wir nie müde zu betonen welches Potential in dieser Institution schlummert, wenn wir für eine solidarische Gesellschaftskultur kämpfen wollen. Doch leider wird der von Rudolf Rocker geprägte Begriff der „Kultur- und Kampforganisation" häufig irrtümlich aufgefasst. „Sozialismus als Kulturfrage" appelliert daher, den Kulturbegriff nicht auf die gewohnte Berieselung durch Filmvorführung oder Buchrezitationen zu beschränken, sondern ihm seine eigentliche bedeutsame Gewichtung zurück zu verleihen – sodass er seiner Vermittlungsfunktion gerecht wird.
Vielleicht liegt eine ausbleibende Kampfbereitschaft unserer Mitmenschen aber auch zusätzlich darin begründet, dass viele sich gar nicht mehr als Teil eines sozioökonomischen Subjekts wahrnehmen. Was der Begriff der Klasse dabei für eine Rolle spielt, welche Notwendigkeit er besitzt und warum er alles andere als gestrig ist, behandelt der Artikel „Mit Klasse".

Und nach all den ganzen – überwiegend theoretischen – Abhandlungen, lassen wir die Ausgabe mit einem praktischen Bericht über die globale LandarbeiterInnen-Vernetzung „La Campesina" ausklingen. Wir führen vor Augen, welche fortschrittlichen Ideen Bauern und Bäuerinnen entwickeln, dass ihr pragmatisches Handeln keineswegs ihren Idealen widerspricht und was das neue – mancherorts schon heute sehr bedeutsame – ökonomische Konzept der „Ernährungssouveränität" beinhaltet.

Bei dieser Fülle an Artikeln wird klar, wie vielschichtig und bedeutsam das Thema Arbeit ist. Eigentlich hätten wir noch mehr Facetten dieser eigentümlichen Welt beleuchten müssen – doch auch wir selbst haben nur begrenzt Arbeitskapazitäten. Deshalb wünschen wir euch nun erstmal viel Spaß beim Lesen!



You better work bitch!

Kritisches zur Arbeit im Globalen Norden

You want a hot body/You want a Bugatti/You want a Maserati/You better work bitch/ You want a Lamborghini/Sip martinis/Look hot in a bikini/You better work bitch [1]

Während ältere Popsongs die Enge des Alltags kritisieren, als Ausweg nur das Tanzen oder das Reisen sehen und eine eher arbeitskritische Haltung einnehmen, äußert Britney Spears in ihrer Single „Work b**ch* hier, was große Teile unserer Gesellschaft verinnerlicht haben und sich auch in der heutigen Popmusik widerspiegelt: ohne Arbeit kein Erfolg.
Als Kind reicher Eltern, von Kinderbeinen an Popstar, hat Britney Spears da natürlich leicht reden. Dass es nicht einfach ausreicht, „zu arbeiten", um Maserati zu fahren, dürfte den meisten klar sein, die täglich acht Stunden und mehr arbeiten oder weniger als 5 € in der Stunde verdienen.

Arbeit. Kaum ein Begriff könnte alltäglicher sein, und doch: was ist das eigentlich – Arbeit?

Ein Blick in die Geschichte

Im täglichen Gebrauch versteht man unter dem Begriff Arbeit gemeinhin die bezahlte Arbeit, die Maloche, das Brötchenverdienen. What you do for a livin'. Ob und wie Arbeit bezahlt wird, unterliegt dabei nicht dem eigenen Ermessen, sondern ist fremdbestimmt. Da hinter dem Wunsch zu arbeiten also immer auch der Wunsch nach finanzieller Absicherung steht, steht hinter Arbeit auch immer ein Zwang. Begrifflich ihr gegenüber steht die Freizeit, manchmal die Muße, das süße Nichtstun. Die klare Trennung zwischen Erwerbsarbeit einerseits und Freizeit andererseits ist dabei ein historisch recht junges Phänomen und ging einher mit der Trennung von Arbeitsplatz und Haushalt. Vor der Industrialisierung gehörten Arbeits- und Wohnraum für die Menschen im landwirtschaftlich geprägten Europa zusammen und meist waren alle Mitglieder der Großfamilie in irgendeiner Form an den anfallenden Arbeitsprozessen beteiligt, deren fester Bestandteil auch die häusliche Arbeit war. Die meisten von ihnen produzierten lediglich für den eigenen Bedarf; bezahlt wurden sie, wenn dann, nicht für ihre Arbeitsstunden, sondern für die aus ihrer Arbeit entstandenen Produkte.

Circa ab Beginn des 19. Jahrhunderts setzte dann ein gewaltvoller Prozess der Industrialisierung ein. Einhergehend mit Landnahmen und technologischem Fortschritt zogen immer mehr Menschen in die Städte. Ihrer Mittel zur Subsistenzwirtschaft beraubt, sahen sich viele gezwungen, in Lohnarbeitsverhältnissen zu arbeiten. Die Landwirtschaft bestand dabei natürlich weiter, wurde jedoch zunehmend industrialisiert und von einigen wenigen kontrolliert. Der Produktionssektor wuchs, das Modell der streng geplanten Arbeitsabläufe und -zeiten gewann an Beliebtheit und fand seinen Höhepunkt im sogenannten Fordismus des 20. Jahrhunderts. Obwohl – gerade in traditionellen Arbeiter_innenmilieus – z.T. auch Frauen arbeiteten, kam ihnen vor allem die Reproduktionsarbeit zu. Während das zuvor auch der Fall gewesen sein mag, bedeutete diese Aufgabenverteilung nun – mit der Trennung von Haushalt und Arbeitsplatz und der Entlohnung der (meist von Männern verrichteten) Arbeit außerhalb des Haushalts – eine neue Hierarchisierung von Geschlechterrollen. Das Bild des alleinigen männlichen Familienernährers wurde zum Ideal stilisiert und die Reproduktionsarbeit von Frauen durch fehlende Entlohnung unsichtbar gemacht.

Die Wahl des „Berufes" war damals und ist bis heute in hohem Maße abhängig von den Berufen beziehungsweise der ökonomischen und sozialen Situation der Eltern. Damit ist ein großer Teil der Zukunft eines jeden Kindes bereits vorbestimmt und soziale Durchlässigkeit bleibt die Ausnahme. Neben dem übergeordneten Zwang, durch Arbeit Geld zu verdienen, ist also auch die Wahl der Arbeitsform für die meisten Menschen beschränkt.

Seit Beginn der 1970er wurde in Folge der Wirtschaftskrisen ein Großteil der Produktion in den Globalen Süden ausgelagert und der Dienstleistungssektor in Westeuropa wuchs. Auch die kurzen Zeiten der

„Vollbeschäftigung" und der geregelten Arbeit waren vorbei und die Arbeitsverhältnisse veränderten sich zunehmend. Die Schuld dafür wurde einerseits bei den Maschinen, andererseits bei migrantischen Arbeiter_innen gesucht – beide nahmen angeblich Arbeitsplätze weg. Umstrukturierungen in Unternehmen hatten unter anderem eine Abnahme von unbefristeten Arbeitsverträgen und die Zunahme von Leih- und Zeitarbeit zur Folge. Die zunehmende Flexibilisierung und damit einhergehende Prekarisierung lässt sich in fast allen Arbeitsbereichen finden.

Arbeit ist das halbe Leben

In einigen Bereichen der Arbeit lässt sich außerdem die Tendenz beobachten, dass Arbeit als etwas dargestellt wird, das Spaß machen sollte. Nur wenn du den richtigen Job wählst, kannst du ein glückliches Leben führen. „Selbstverwirklichung" wird groß geschrieben.

Besonders betroffen sind davon Beschäftigungsverhältnisse der künstlerischen, akademischen, sowie der Medienbranche. Durch flache Hierarchien und selbst gewählte Arbeitszeiten wird hier suggeriert, selbstbestimmt zu arbeiten. Doch auch in anderen Branchen wird zunehmend gefordert, die Mails auch von unterwegs zu checken oder die Präsentation am Sonntag fertig zu stellen – ständige Vernetzung mit Laptops und Smartphones macht's möglich. Ausgeblendet wird dabei völlig, wer davon profitiert: für Arbeitgeber_innen gibt es vermutlich nichts Besseres, als Mitarbeiter_innen, die ihre Arbeit lieben. Dadurch sind sie wohl viel eher dazu zu bewegen, auch Arbeit mit nach Hause oder ins Wochenende zu nehmen. Die Ziele eines Unternehmens müssen nicht mehr, wie zuvor, den Arbeiter_innen gewaltvoll auferlegt werden, sondern sind heutzutage von ihnen internalisiert und zu eigenen Zielen erkoren worden.

Zu Beginn der Industrialisierung hingegen, versuchten viele Arbeiter_innen so wenig wie möglich zu arbeiten – gerade mal so viel, wie nötig war, um die traditionellen Bedürfnisse zu befriedigen. Damals war es durchaus üblich, am Montag, manchmal auch am Dienstag blau zu machen. Schließlich sahen Unternehmer_innen keine andere Möglichkeit mehr, als die Löhne so niedrig zu halten, dass die Arbeiter_innen gezwungen waren, jeden Tag für eine bestimmte Anzahl an Stunden in den Betrieb zu kommen. Während es in europäischen Gesellschaften vorher rund 150 Feiertage gegeben hatte, wurden diese bereits in der frühen Phase des Kapitalismus auf zwei (Ostern und Weihnachten) herunter gekürzt.

So galt Arbeit an sich erst nach und nach als erstrebenswert und wurde zu einem moralischen Wert. Dieser Arbeitsethos hat sich bis heute verschärft. Wer heute erwerbslos und/oder nicht gewillt ist, jeden Job für einen Hungerlohn zu machen, ist neben den ökonomischen Schwierigkeiten auch von massiver sozialer Ausgrenzung betroffen. Ein "Recht auf Faulheit", wie es Paul Lafargue in seinem gleichnamigen Buch fordert, gibt es nicht.

Und auch unsere sogenannte Freizeit steht immer in engstem Verhältnis zur Arbeit. Was wir mit unserer freien Zeit anfangen, fungiert dabei vor allem als Ausgleich oder aber als (selbstbestimmtere) Ergänzung zur Arbeit. So finden viele Menschen, die tagsüber am Schreibtisch sitzen, eine besondere Freude an der Gartenarbeit oder an sportlicher Betätigung, während andere am Liebsten ihre alltägliche Tätigkeit weiterführen, nur ohne Chef_in, der/die ihnen sagt, wie sie es zu tun haben. Außerdem wird die Freizeit mittlerweile immer auch zur Selbstoptimierung genutzt, sei es durch einen Sprachkurs, der bessere Karrierechancen bietet oder den täglichen Aufenthalt im Fitness-Studio, der den Körper noch schöner und geeigneter für den Markt werden lässt.

Freizeitbeschäftigung ist also immer auch als Reaktion auf die Erwerbsarbeit zu sehen. Sogenannten Arbeitslosen steht dabei nicht mal der Begriff Freizeit zu – wer keine Arbeit hat, darf auch keine Freizeit haben.



Arbeit nervt!

Arbeitszeitverkürzung, also der Ausbau der Freizeit, war auch immer Forderung von Sozialist_innen und mag so alt sein, wie Kapitalismuskritik selbst. Arbeiter_innen zu mehr Freizeit zu verhelfen war dabei ausgerufenes Ziel der Bewegung für den 10- und später den 8-Stunden-Tag oder die 35-Stunden-Woche. Sozialist_innen malten sich aus, wozu die freie Zeit genutzt werde könnte. Die Arbeiter_innen sollten durch mehr Freizeit die Möglichkeit haben, zu lesen, sich zu bilden und sich politisch zu betätigen. Dazu versuchten sozialistische Organisationen eine alternative Kultur zu entwickeln, die die Arbeiter_innen zu einem solidarischen Miteinander erzog. Um das zu erreichen, organisierten Parteien und Gewerkschaften gerade in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Sportveranstaltungen, Wanderungen, Gesangs- und Lesegruppen.

Die kürzeren Arbeitstage sollten durch den Einsatz von Maschinen erreicht werden. Für viele Sozialist_innen waren Maschinen keine Feinde, im Gegenteil: sie sollten schrittweise die lästige Produktionsarbeit übernehmen, damit die Menschen immer mehr Zeit zur freien Verfügung haben. Eigentlich naheliegend – leider sind das Überlegungen, die so nie Realität geworden sind. Und hier zeigt sich der Kapitalismus in seiner ganzen Absurdität. Die technischen Möglichkeiten, die die Menschen heute haben, würden ihnen ein angenehmes Leben durchaus ermöglichen, trotzdem schuften sie im Globalen Süden zu menschenunwürdigen Arbeitsbedingungen, während im Globalen Nor-



den immer neue, systemerhaltende Jobs geschaffen werden und der Traum des 4-Stunden-Tages ferner zu liegen scheint, als je zuvor. Heute fordern die großen Gewerkschaften in erster Linie: Arbeit! Die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung ist unter dem neoliberalen Druck „Hauptsache Arbeit“ völlig untergegangen.

Und auch von einer solidarischen (Arbeiter_innen-) Kultur ist heute kaum mehr etwas zu spüren. Grund dafür ist sicherlich die fehlende Identifikation als Arbeiter_innenklasse, gerade in Deutschland, die in engem Verhältnis steht zu einer zunehmenden Individualisierung. Sozialpartnerschaft und der Mythos der “nivellierten Mittelstandsgesellschaft”[2] lassen Menschen bis heute glauben, im selben Boot zu sitzen, wie ihre Chefs und Chefinnen, und keine eigene Interessenvertretung mehr zu brauchen. So treffen sich bis heute immer weniger Menschen in Vereinen oder engagieren sich gar politisch.

In der Freizeitgestaltung ließ sich dadurch zunächst eine zunehmende Konzentration auf die eigenen vier Wände und den eigenen Konsum feststellen. Heute wird zusätzlich ein Ideal von Freizeit propagiert, das vorsieht, mit möglichst vielen Menschen in Kontakt zu stehen, viel zu erleben und dabei losgelöst zu sein von jeglichen Zwängen. Beide Vorstellungen schreiben dem Individuum und seinem Konsum eine enorme Wichtigkeit zu.

Das bisschen Haushalt macht sich von allein

Wofür in dem dualistischen Verständnis von (bezahlter) Arbeit und Freizeit kein Platz ist, ist die häusliche Reproduktionsarbeit. Spätestens seit den 1970er Jahre bemühten sich Feminist_innen mit der Losung “Wages for housework”[3] um die Entlohnung und Anerkennung von Reproduktionsarbeit als Arbeit. Doch noch immer werden die täglichen Aufgaben, die in jedem Haushalt anfallen, wie z.B. die Betreuung von Kindern, das Putzen, Kochen und Waschen, nicht als “richtige Arbeit” anerkannt. Diese Arbeit wird unsichtbar gemacht, dabei ist sie notwendig für das Funktionieren einer jeden produzierenden Gesellschaft und nimmt gerade in großen Familien mit Kindern oder anderen pflegebedürftigen Familienmitgliedern täglich mehrere Stunden in Anspruch.

Auch im 21. Jahrhundert sind es in erster Linie Frauen, die für Reproduktionsarbeit verantwortlich gemacht werden. Bei erwerbstätigen Frauen führt das zu einer enormen Doppelbelastung. Auch wenn die Vereinbarkeit von Job und Familie mittlerweile zum Politikum geworden ist – an der Praxis hat sich wenig geändert.
Doch auch außerhalb der Familie werden Frauen für bestimmte Aufgaben verantwortlich gemacht, die sogenannte *soft skills* erfordern, wie z.B. wenn es darum geht, im Betrieb für die richtige Stimmung zu sorgen oder im Team zu arbeiten. Bestimmte Fähigkeiten und Kompetenzen von Frauen und Männern werden dabei als “natürlich” verklärt; die soziale Konstruktion von Genderollen wird geleugnet.

Was bleibt

Wenn wir heute von Arbeit sprechen, meinen wir immer noch in erster Linie die Erwerbsarbeit und vergessen dabei, dass auch in anderen Lebensbereichen durchaus Arbeit stattfindet, die gesellschaftlich unabdingbar ist. Nur durch die Anerkennung als Arbeit, kann es zu einer Umverteilung und Neubewertung von Reproduktionsarbeit und der Verknüpfung mit anderen Arbeitskämpfen kommen.

Darüber hinaus ist es wichtig, Kritik an Arbeit immer auch mit Kapitalismuskritik zu verknüpfen. Arbeit, so wie wir sie heute kennen, entstand erst im Kapitalismus – und erst mit seinem Ende können menschliche Tätigkeiten weitgehend selbstbestimmt ausgeübt werden. Heutige äußere Zwänge, wie die Abhängigkeit von Lohn oder Gehalt und dem Wohlwollen der Vorgesetzten beziehungsweise vom Arbeitsmarkt im Allgemeinen, können nur mit dem Ende des Kapitalismus abgeschafft werden. Bis dahin werden die Formen der Arbeit selten so frei gewählt sein, wie es Formeln à la „Do what you love“ oder „Jeder ist seines Glückes Schmied“ vermuten lassen. Wer welche Arbeit ausführt und welcher gesellschaftliche Wert ihr zu kommt, ist immer noch abhängig von der sozio-ökonomischen Stellung in dieser Gesellschaft, kurz, der Klassenzugehörigkeit.

Da ist es schön und gut, wenn Britney Spears von ihren teuren Autos singt – für die große Mehrheit der Menschen auf diesem Planeten bleiben diese Phantasien Träume auf flackernden Bildschirmen. Das einzige, was real ist, das einzige, was den meisten bleibt, ist der tägliche Befehl: „You better work bitch“.

[1] *Willst du einen heißen Körper/willst du einen Bugatti/willst du einen Maserati/solltest du besser arbeiten, Schlampe/willst du einen Lamborghini/Martinis schlürfen/heiß aussehen im Bikini/solltest du besser arbeiten, Schlampe.*

[2] *Der Soziologe Helmut Schelsky prägte diesen Begriff in den 1950ern. Seine These war, dass die Mittelschicht der BRD immer größer und wichtiger wird. Sein Konzept von sozialen Schichten, die große soziale Mobilität ermöglichen, richtet sich gegen die Vorstellung von Klassen, und prägt in Deutschland bis heute viele politische Diskurse.*

[3] *„Lohn für Hausarbeit“*

Das Unsichtbare sichtbar machen

Zur Reproduktion und Reproduktionsarbeit

Der Begriff der Reproduktionsarbeit ist seit den 1970er Jahren zum Kampf- und Streitbegriff innerhalb feministischer Diskussionen und Kämpfe avanciert. Während die feministische Auseinandersetzung mit Arbeit und Arbeitsbegriffen zeitweilig etwas aus dem Blick geraten war, wurden die Debatten um Reproduktionsarbeit im Rahmen einer wieder verstärkten Auseinandersetzung mit feministischer Ökonomiekritik und materialistischem Feminismus wieder aufgegriffen. „Soziale Reproduktion betrifft uns alle“, lautete das Motto, unter dem im März 2014 in Berlin die „Care Revolution Aktionskonferenz“ stattfand.

Der Begriff der Reproduktion und der Reproduktionsarbeit bleibt jedoch weiterhin sperrig, theoretisch ungenau und umstritten. Nicht zuletzt deshalb haben sich im Laufe der feministischen Debatten eine Vielzahl anderer Begriffe herausgebildet, die entweder versuchen, spezifischer zu benennen, was mit Reproduktionsarbeit gemeint ist oder bestimmte darunter zu verstehende, aber oft vergessene Formen und Bereiche von Arbeit sichtbar zu machen. Beispiele sind etwa die Bezeichnungen Sorge- oder Pflegearbeit, Care-Work oder Hausarbeit. Gelegentlich wird auch zwischen bezahlter und unbezahlter Reproduktionsarbeit unterschieden. Spezifischer benannt werden sexuelle, emotionale und affektive Arbeit, die oft unsichtbar bleibt. Da die einzelnen Hintergründe der Diskussionen im Folgenden leider nicht dargestellt werden können, beschränkt sich dieser Text auf einige theoretische Analysen und Probleme zum Thema Reproduktion und Reproduktionsarbeit.

Marx’ Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit

Der Begriff der Reproduktion und der Reproduktionsarbeit geht zurück auf Karl Marx. Marx verstand unter Reproduktion den Vorgang, durch den Arbeitskraft im individuellen wie gesellschaftlichen Sinne „reproduziert“, das heißt wiederhergestellt wird. Mit Reproduktion bezeichnete Marx im Gegensatz zur Herstellung von Dingen, die (Wieder)Herstellung von Leben. Zwar nutzte er das Wort auch anderweitig, zum Beispiel, wenn es ihm um die Reproduktion des Kapitals ging, aber davon ist hier einmal abgesehen. Verwirrend und leider oft auch von Feminist*innen missverstanden, ist Marx’ Unterscheidung von produktiver und unproduktiver und gesellschaftlich notwendiger Arbeit.

Die Definition des Begriffs der produktiven Arbeit hängt von der Auffassung der Natur des Mehrwerts ab. Produktion ist zunächst, nach einer allgemeinen und idealen Bestimmung bei Marx, eine Gebrauchswert schaffende Tätigkeit. Eine Tätigkeit also, die etwas hervorbringt, was Menschen in einer Gesellschaft zu ihrer Bedürfnisbefriedigung benötigen. Die Gebrauchswerte werden jedoch nicht nur von produktiver Arbeit im kapitalistischen Sinne geschaffen – historisch gesehen ist es eher andersherum. Dieser Gebrauchswert ist jedoch eine Voraussetzung, dass etwas überhaupt erst – im Kapitalismus für den Markt – produziert wird.



Wenn aber ein Produkt, trotz seines offenkundigen Gebrauchswertes keinen Tauschwert auf dem Markt erzielt, wird in der kapitalistischen Produktion von diesem Produkt abgesehen. Es wird also der Gebrauchswert auch nicht produziert. Deshalb ist produktive Arbeit der Definition nach im Kapitalismus nur solche, die sich dem Zweck der Mehrwertproduktion unterordnet. Die Versorgung mit wichtigen, von der Gesellschaft benötigten Gebrauchswerten (z.B. Bildung, Kunst, Pflege oder Kindererziehung), müssen manchmal mehr, manchmal weniger auf anderen Wegen gewährleistet werden (Staat, Zivilgesellschaft, private Haushalte, Familie etc.).

„Produktiv" bezeichnet bei Marx also nur diese formale Eigenschaft einer Arbeit, die Mehrwert produziert, also „produktiv" im Sinne des Kapitals ist. Alles andere ist aus Sicht des Kapitals und im Kapitalismus unproduktiv. Marx wertete die Unterscheidung, nach der etwa die zu Hause geleistete Arbeit der Kinderbetreuung oder des Kochens unproduktiv, die Arbeit z.B. in einer Papierfabrik aber produktiv ist, nicht. Welche Arbeit in einer Gesellschaft marktförmig organisiert wird oder werden kann, ist von den jeweiligen historischen und sozioökonomischen Bedingungen einer Gesellschaft abhängig und hängt laut Marx nicht an einer bestimmten Art von Tätigkeit.

Reproduktionsarbeit

Feminist*innen haben hier zu Recht eingewandt, dass es einen Unterschied zwischen den verschiedenen Tätigkeiten gibt und wie diese im Laufe der weiteren Entwicklung der Produktivität marktförmig organisiert werden können. Nicht alle Arbeiten lassen sich gleichermaßen, z.B. durch technischen Fortschritt und Entwicklung der Produktivkräfte steigern. Während eine Autofabrik heute bei größerer Produktivität mit viel weniger Arbeiter*innen betrieben werden kann, werden für die Pflege einer Person und die Betreuung von Kindern immer noch vor allem Arbeitskräfte und damit Menschen benötigt. Diese Besonderheit bestimmter reproduktiver Arbeit hat dazu geführt, dass die Menschen, die diese Arbeit leisten und ihre Arbeitskraft im Kapitalismus verkaufen, systematisch abgewertet wird. Entweder, damit sie, in der Regel von Frauen*, unbezahlt im Privaten geleistet wird oder damit sie in möglichst billiger Lohnarbeit noch als „produktiv" verwertet werden kann.

Ein anderer Grund, warum bestimmte Tätigkeiten, wie Pflege und Betreuung, so wenig Anerkennung genießen und grundsätzlich schlechter bezahlt werden, als Tätigkeiten, die mit Maschinen zu tun haben, ist ihre traditionell weibliche Zuschreibung. Pflege-, Sorge- und emotionale Arbeit werden z.B. als weibliche Tätigkeiten naturalisiert. Sie gelten als naturgegebene Eigenschaften von Frauen*, nicht als deren Qualifikation oder Kompetenz, die entsprechend zu entlohnen wäre.

Der Zusammenhang zwischen Produktions- und Reproduktionsarbeit bei Marx

Wie hängen nun aber Produktion und Reproduktion bei Marx miteinander zusammen? Die produktive Arbeit, die Tauschwerte und damit Mehrwert produziert, wird entlohnt. Entlohnung erfolgt aus den durch die Produktion erzielten Einnahmen und gemäß den durchschnittlichen, historisch-gesellschaftlich verschiedenen Reproduktionskosten. Das heißt den Kosten, die für die jeweilige Arbeiterin anfallen, um sich je-

den Tag am Leben zu erhalten und am nächsten Tag wieder satt, gesund und ausgeruht arbeiten gehen zu können. Dazu rechnete Marx aber auch die Kosten, die für eine langfristige generative Reproduktion von neuen Arbeitskräften erforderlich sind, also auch die Versorgung der Kinder oder deren Ausbildung.

Die Höhe der Reproduktionskosten hängt dabei von einer ganzen Reihe von Faktoren ab. Unter anderem vom Grad der Rationalisierung der Produktion und der Entwicklung der Produktivkräfte, von den Lebensmittelpreisen, von gesellschaftlichen Vorstellungen eines Mindest- oder angemessenen Lebensstandards, den Anforderungen für die Bildung und Qualifikation der Arbeiter*innen und nicht zuletzt davon, was Arbeiter*innen in Kämpfen um Arbeitszeit, Löhne usw. erkämpft haben. Die (angenommenen) Kosten für die Reproduktion sind also im Arbeitslohn schon immer enthalten und sollen aus Sicht des Kapitals – logisch – möglichst minimal gehalten werden. Dem gegenüber steht das Interesse der Arbeitenden nach mehr Reproduktion, die sich in klassischen Forderungen der Arbeiter*innenbewegung nach kürzeren Arbeitszeiten, Lohnerhöhungen und besseren Arbeitsbedingungen äußern.



Feministische Kritik

Die hier nicht in Frage gestellte Trennung von Produktionssphäre und Reproduktionssphäre, wie auch die fehlende Ausformulierung einer genauen Kritik an der Organisation von Reproduktion der Arbeitskraft (wie z.B. die Aufgabenverteilung innerhalb der Familie und im Haushalt) bei Marx oder bei denen, die sich auf Marx bezogen haben, haben die Kritik von Feminist*innen auf sich gezogen. Vor allem ging es dabei um die Sichtbarmachung der Bedeutung dieser Arbeit für die kapitalistische Produktion und die Ausbeutung, die damit zusammenhängt.

Die feministischen Debatten der 1970er Jahre, die sich auf die Problematisierung der Hausarbeit konzentrierten (z.B. Werlhof und dalla Costa), zielten auf die Anerkennung der von Frauen* im Haushalt geleisteten, unbezahlten Arbeit. Diese wurde besonders in der Forderung nach einer direkten Entlohnung – „Lohn für Hausarbeit" – manifest. Die Grundthese war hier, dass Mehrwertproduktion überhaupt erst durch Hausarbeit möglich wird, so dass Hausarbeit selbst als produktive Arbeit bezeichnet werden müsse – auch wenn die Mehrwertproduktion nicht unmittelbar stattfand.

Das Problem der Reproduktionsarbeit oder eher das Problem der sozialen Reproduktion, der Reproduktion unseres Lebens, stellt sich heute für Feminist*innen unter veränderten historischen Bedingungen, im postfordistischen, von Überakkumulationskrisen geschüttelten Kapitalismus allgemeiner.

Die Krise der Reproduktionsarbeit

Die Krise der Reproduktion bildet den Ausgangspunkt eines relativ neuen feministischen Blickwinkels auf diese Problematik und die Krise. Dieser basiert zunächst einmal auf der Feststellung, dass die Reproduktion von Leben im Kapitalismus im Prinzip immer in der Krise ist – also, dass eine Wirtschaftskrise, wie wir sie im Moment erleben, nicht die Ursache einer Krise der Reproduktion ist, sondern diese nur verschärft. Diese permanente Krise der Reproduktion ergibt sich aus dem Widerspruch, der der Reproduktion innewohnt: Den einzelnen Menschen geht es tatsächlich um Bedürfnisbefriedigung, oder allgemein ausgedrückt, um die Reproduktion ihrer selbst und der Menschen, um die sie sich kümmern. Dem Kapital hingegen geht es bei der Reproduktion aber im Prinzip nur um die Reproduktion von Arbeitskraft.

In den Industireländern, wie Deutschland, wurde diese permanente Reproduktionskrise eine Zeit lang durch den fordistischen Sozialstaat abgefedert. Neoliberale Politiken nehmen aber seit den 1970ern auch hierzulande weiter zu. Durch den Rückbau des Sozialstaates und die allgemeine Prekarisierung von Lebens- und Arbeitsverhältnissen spitzt sich der Widerspruch zwischen der Reproduktion als Bedürfnisbefriedigung und Reproduktion zu Kapitalzwecken weiter zu. Das bedeutet im Klartext, dass immer weniger Zeit und Ressourcen, die wir zu unserer Reproduktion benötigen, zur Verfügung stehen.

Die Mittel zu unserer Reproduktion, wie die Häuser, in denen wir wohnen, Ackerland, auf dem Lebensmittel angebaut werden, Krankenhaeuser, in denen wir medizinisch versorgt werden und Bildungsstätten, in denen wir lernen können, werden privatisiert und dem Zweck der Kapitalverwertung stärker als zuvor unterworfen. In der Konsequenz nimmt die Arbeitsbelastung von Pflegekräften zu, steigen Mieten, Studiengebühren und Lebensmittelpreise. Aber auch wir als Einzelpersonen haben, während wir immer prekäreren Lohnarbeitsbedingungen ausgesetzt sind, immer weniger Zeit und Mittel, uns selbst und andere Menschen zu pflegen und um für sie zu sorgen. Vor allem von Frauen wird erwartet, dass sie diese unbezahlte Pflege- und Sorgearbeit leisten und damit einhergehende Doppelbelastung hinnehmen. All das und vieles mehr zählt zur Krise der Reproduktion.

Aus feministischer Perspektive bleibt der Begriff „Reproduktion" jedoch widersprüchlich: Wir benutzen ihn einerseits, um auf die gesellschaftlich wenig ge- und beachtete Reproduktionsarbeit hinzuweisen, die meist von Frauen* geleistet und deren ausbeuterischer Charakter übersehen wird. Andererseits wollen wir zeigen, wie wichtig die reproduktiven Tätigkeiten für alle Menschen sind. Andere oder sich gegenseitig zu reproduzieren, heißt, sich um Bedürfnisse zu kümmern, dafür zu sorgen, dass es uns anderen gut geht. Auch wenn es im Kapitalismus immer darum geht, die Arbeitskräfte fit zu machen, letzten Endes dient Reproduktion der Bedürfnisbefriedigung.

Sollte nicht alle Arbeit, auch die in Fabriken oder anderswo, auf Bedürfnisse, anstatt auf Kapitalvermehrung ausgerichtet sein? Das ginge nur, wenn der Kapitalismus abgeschafft wäre. Aber dann bräuchten wir die Unterscheidung zwischen reproduktiver und produktiver Arbeit ohnehin nicht mehr. In einer Gesellschaft, die den Kapitalismus überwunden hat, gehört jedenfalls auch der Begriff der Reproduktionsarbeit auf den Müllhaufen der Geschichte.

Mit Klasse!

Über die Veränderung von Arbeit und fehlendes Klassenbewusstsein

Es war einmal…

Es gab eine Zeit, da schienen die Unterschiede zwischen den ökonomischen Klassen sehr offensichtlich zu sein. Den einigen Wenigen, die Produktionsmitteln besaßen, aber nichts produzierten, standen unzählige Menschen gegenüber, die gezwungen waren, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um so Lohn für ihren Unterhalt oder den ihrer Familie zu erhalten und somit zu überleben. Letztere produzierten in Fabriken und lebten unter menschenunwürdigen Lebensbedingen in den großen Städten Europas.

Heute scheint das anders zu sein. Das Bild des dicken Unternehmers mit Zigarre im Mundwinkel auf der einen und das des starken Industriearbeiters auf der anderen Seite ist längst überkommen. Doch auch heute lassen sich Gesellschaften in unterschiedliche Klassen und/oder Schichten einteilen, die entgegengesetzte, unvereinbare Interessen haben. Der fundamentale Unterschied in kapitalistischen Gesellschaften ist zwischen Menschen, die Produktionsmitteln besitzen, und Menschen, die darauf angewiesen sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen (oder von anderen abhängen, die dies tun).

Klassenunterschiede und Bewusstsein

Mit dem Beginn der Industrialisierung im Globalen Norden kam es zu einem Übergang von der agrarischen hin zur industriellen Produktionsweise. Gründe dafür waren gewaltvolle Landnahmen, die viele Menschen ihrer Lebensgrundlage beraubten, und die vielfache Gründung von Fabriken in den Städten. Aufgrund der erschwerten Bedingungen auf dem Land und der vorhandenen Arbeit in den Städten wuchsen diese enorm und es bildete sich ein Stadtproletariat, welches fast ausschließlich in Fabriken produzierte und in extremer Armut lebte. Neben erwachsenen Männern waren teilweise auch Frauen und Kinder gezwungen, in den Fabriken zu arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Die Arbeitszeiten waren lang und die Bezahlung schlecht – und viele Arbeiter*innen erkannten im Kapitalismus ein menschenunwürdiges und ausbeuterisches System.

Es folgte die Entstehung von Interessenverbänden wie Gewerkschaften, Parteien und außerparlamentarischen Gruppen im späten 19. Jahrhundert. Es kam also zu einem Bewusstsein der Klassenzugehörigkeit und zu der Erkenntnis, dass diejenigen, die auf den Verkauf ihrer eigenen Arbeitskraft angewiesen waren, in krassem Gegensatz zu denen standen, die die Produktionsmittel besaßen. Das Leben Letzterer, die der Konkurrenzlogik des Kapitalismus folgten und nur auf Profit aus waren, unterschied sich massiv von dem der Lohnarbeiter*innen. Vereint als Produktivkräfte organisierten sich die Arbeiter*innen gegen schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen und gegen die Herrschenden und Besitzenden.

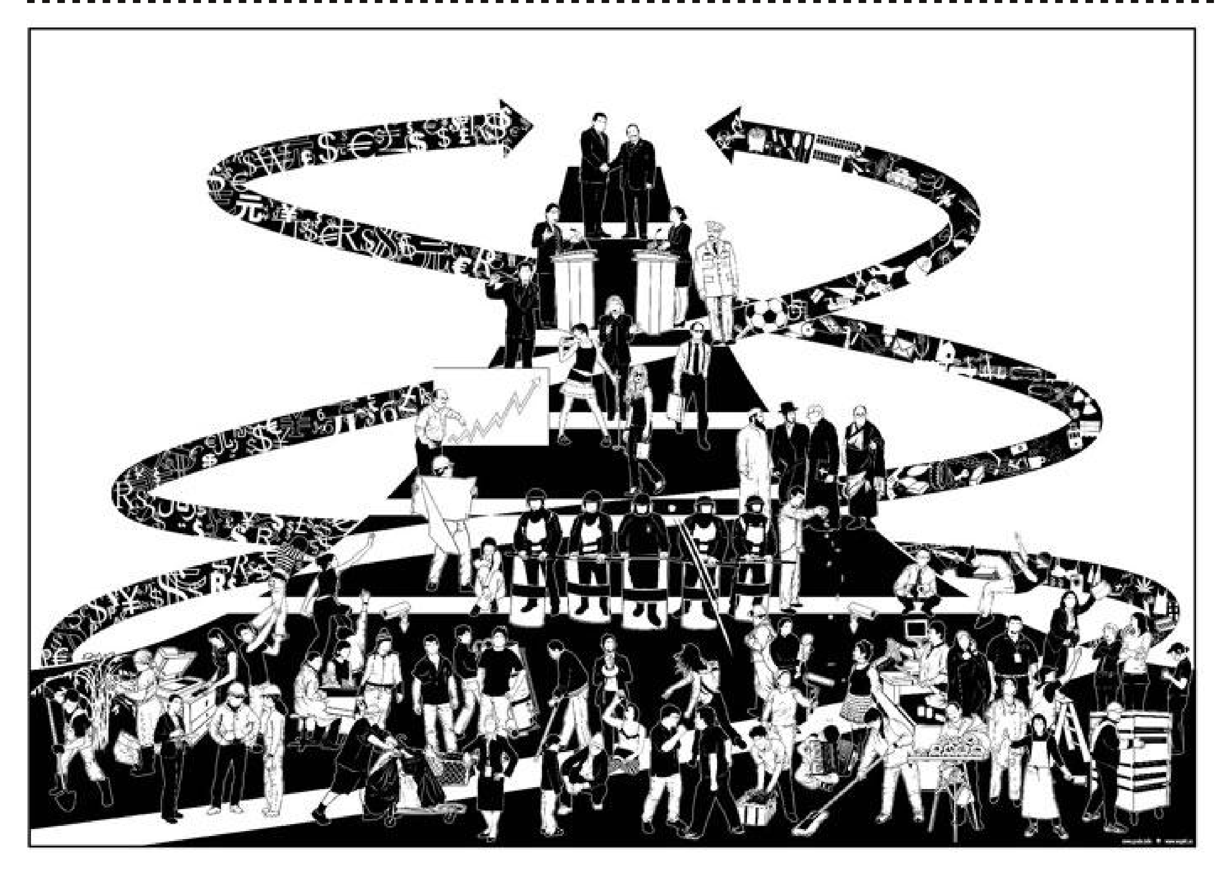
Veränderung der Arbeit

Die oben genannten Interessenverbände erkämpften mit der Zeit gewisse Rechte der Arbeiter*innenklasse und verbesserten so den Alltag vieler Menschen. Im Nachkriegseuropa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam es dank „Wirtschaftswunder“ zu einem gewissen Wohlstand der arbeitenden Bevölkerung. Anders als sozialpartnerschaftliche Konzepte suggerieren, blieben die Besitzverhältnisse jedoch bestehen. Noch immer war und ist bis heute ein großer Teil der Bevölkerung lohnabhängig und damit auch abhängig von den Vorgesetzten und Unternehmensleiter*innen.

Spätestens ab den 1970er Jahren kam es im Globalen Norden jedoch zu einer Veränderung der Arbeit. Weg von einer reinen Produktion von Konsumgütern, hin zu einer Arbeit, die nicht mehr ausschließlich produziert, sondern auch planerisch oder beratend auftritt. Der Dienstleistungssektor wuchs und der Produktionssektor wurde – auch dank neuer Technologie – immer kleiner. Die Art der Arbeit veränderte sich also teilweise, die Abhängigkeit vom Lohn blieb jedoch auch dort bestehen. Viele der produzierenden Gewerbe wurden damals in Länder des Globalen Südens verlagert, wo eine riesige und in hohem Maße prekär beschäftigte Arbeiter*innenklasse entstand.

Neben der Erschließung neuer Arbeitsfelder im Dienstleistungssektor kam es zu einer zunehmenden Flexibilisierung und Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse im Vergleich zur kurzen Periode der so genannten Vollbeschäftigung im Westeuropa der Nachkriegszeit. In den neuen Beschäftigungsverhältnissen des Dienstleistungssektors arbeiteten und arbeiten die Menschen zunehmend isoliert, wodurch die gemeinsame prekäre Lebensrealität häufig weniger offensichtlich ist.

Während frühere Arbeitsplätze dafür ein Bewusstsein schufen und den Austausch über gleiche Probleme, Interessen und Forderungen ermög-



Dabei sind es nicht die anderen Arbeiter*innen, die für schlechte Arbeitsbedingungen und den trostlosen Alltag, der das Leben auf das Wochenende beschränkt, verantwortlich sind. Verantwortlich ist das System des Kapitalismus, welches Konkurrenzdenken fördert und Unternehmer*innen zwingt, die Lohnkosten niedrig zu halten, um im Kapitalismus bestehen zu können. Letztere können zwar Handlungsspielräume unterschiedlich nutzen und haben so eine gewisse Mitverantwortung – letzten Endes sind jedoch alle den Zwängen kapitalistischer Strukturen unterworfen.

lichten, wird diese Form der Organisation heute immer schwieriger. Heute prekär beschäftigt zu sein, bedeutet auch oft, sich in dieser Prekarität alleine zu sehen, was verstärkt wird durch die Beschäftigung über Zeit- und Leiharbeitsfirmen und die Unterbindung radikaler gewerkschaftlicher Aktivität.

Nebenbei entstanden auch Jobs, die als systemerhaltend erachtet werden können. Gemeint damit sind Jobs, die keine gesellschaftlich notwendigen Arbeiten beinhalten, sondern eher dazu da sind, das Kapital und die Macht einer privilegierten Oberschicht auszubauen oder zu sichern.

Kapitalistische Propaganda

Der Wahlspruch des Neoliberalismus „Jeder ist seines Glückes Schmied“ ist seit den 1980er Jahren die gängige Propaganda im Kapitalismus des 20. und 21. Jahrhunderts. Dies scheinen sich viele Arbeiter*innen zu Herzen genommen zu haben: „Denkt jeder an sich selbst, ist an alle gedacht!“

Die politische Hetze der bürgerlichen Medien gegen sogenannte „Sozialschmarotzer, die sich auf unsere Kosten ausruhen“, gegen „Ausländer, die unsere Arbeitsplätze klauen“ und die Diskreditierung von Streikenden führen seit vielen Jahren zu einer Entsolidarisierung unter Lohnabhängigen. Diese Propaganda wird dabei ganz bewusst gestreut, um vermeintliche Unterschiede herauszustellen und die arbeitenden Klassen zu spalten. Ein ökonomisches System wie der Kapitalismus, welches Konkurrenz predigt, macht jeden Menschen austauschbar und somit persönlich unwichtig: „Wenn du nicht funktionierst, kannst du gehen und es kommt ein Anderer“.

Gerade die seit über einem Jahrzehnt wachsende Prekarisierung der Arbeit führt dazu, dass sich unter den Arbeiter*innen Zwietracht zeigt. So fühlen sich zum Beispiel Festangestellte denjenigen überlegen, die nur über einen Zeitarbeitsvertrag eines Subunternehmens beschäftigt sind. Auch innerhalb einzelner Betriebe werden die Arbeiter*innen mit Mitteln unterschiedlicher Arbeitsbedingungen wie Urlaubsanspruch, Arbeitszeiten, Lohnunterschiede und Sonderzahlungen gespalten.

Alle Räder stehen still, wenn die Klasse es so will

Sowohl die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, als auch die Umgestaltung des ganzen ökonomischen Systems ist möglich, doch bedarf es dafür mehr als einer Hand voll Leute. Anstatt der Propaganda Glauben zu schenken und angebliche Unterschiede zu suchen, ist es längst an der Zeit, unsere Gemeinsamkeiten zu erkennen. Als Arbeiter*innen im Kapitalismus haben wir zwangsläufig ein Interesse daran, unsere Arbeitskraft möglichst kurz, für möglichst viel Kohle, zu möglichst erträglichen Arbeitsbedingunen zu verkaufen.

Inwieweit uns das gelingt, hängt allein davon ab, wie wir uns organisieren und kollektiv Macht entfalten können. Dazu muss die Frage gestellt werden: Wer ist es denn, der täglich den gesellschaftlichen Reichtum produziert und diese Ökonomie am laufen hält? Es ist unsere Klasse, all diejenigen, die darauf angewiesen sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, ob in der Produktion oder im Dienstleistungssektor, und all jene, die unentgeltlich und unsichtbar diese Arbeitskraft produzieren und reproduzieren.

Klassen? Klassenkampf? Ist das nicht alles ein Relikt aus alter Zeit und lange überholt?

Schön wär’s. Während kleine Teile eines elitären Bürgertums darüber philosophieren, inwiefern sich die arme Bevölkerung in Sammelbezeichnungen zusammenfassen lässt, ist es für Milliarden Menschen auf der Welt bittere Realität, dass ein Klassenkampf einer herrschenden Minderheit gegen die Mehrheit der Weltbevölkerung geführt wird. Auch wenn die Welt, gerade in Westeuropa, nicht mehr so eindeutig scheinen, so sind es doch immer noch jene, die die Produktionsmittel besitzen, die die Macht ausüben. Und ihnen gegenüber stehen immer noch diejenigen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen: sowohl die Arbeiter*innen im klassischen Sinne, als auch Angestellte und alle anderen, die lohnabhängig sind, also auch Rentner*innen, Erwerbslose, diejenigen, die den Haushalt schmeißen, Auszubildende aller Branchen und viele mehr. Wir sind viele, das sollten wir uns bewusst machen und gemeinsam für eine selbstbestimmte Zukunft kämpfen.

Trans-humanismus

Die schleichende Abschaffung des Menschen?

Der Transhumanismus ist eine relativ neue philosophische Denkrichtung, in der dafür argumentiert wird die Erkenntnisse der Nano- und Biotechnologie, der Gentechnik und regenerativen Medizin zu nutzen, um die Physis des Menschen radikal zu verändern. Er wird insbesondere innerhalb elitärer und akademischer Kreise vertreten und avanciert vor allem im angloamerikanischen Raum zu einer regelrechten Bewegung. Mit ihren Thesen greifen die Transhumanisten nicht nur aktuelle, sondern auch vergangene Denkmuster auf und ihre Postulate berühren nicht nur tiefgreifende moralisch-ethische Fragen, sondern haben auch eine politische Dimension. Obwohl das transhumanistische Vorhaben schon lange keine bloße Fiktion mehr ist und seiner Realisierung eine hohe gesellschaftliche Brisanz zukommt, ist ein Diskurs innerhalb der libertären Bewegung beinahe gänzlich ausgeblieben. Dieser Artikel soll in die transhumanistische Argumentation einführen und so auf eine weiterführende Auseinandersetzung vorbereiten.

Einmal Mensch, immer Mensch?

Einmal als Mensch geboren, steht uns eine Welt an Möglichkeiten offen. Dutzende Handlungen, Imaginationen und Fähigkeiten, die vollzogen, erworben und ausgelebt werden können. Der menschliche Organismus stellt eine Fülle an Wahrnehmungsfunktionen bereit und zusätzlich hat er Mannigfaltiges auf Lager, um in der Welt zu agieren und interagieren. Ein reichlich bestückter Avatar, der das Zeug zu Kreativität, Selbstverwirklichung und Individualismus in sich trägt. Doch die Transhumanist*innen sehen das etwas pessimistischer: Verglichen mit dem was möglich ist, habe der menschliche Organismus eine mickrige Ausstattung erhalten. Unbestritten würden Genie und Begabung immer wieder die Grenze des Menschenmöglichen einreißen, doch niemand wird je über das Potential seiner sechs Sinne, seiner zwei Beine oder seines einen Gehirns hinauskommen; zumindest nicht auf natürlichem Wege – argumentieren sie.

Die Grundannahme der Transhumanist*innen lautet nämlich, dass es erstrebenswert wäre (oder sogar geboten sei), die biologische Veranlagung des Menschen radikal zu überschreiten und zwar mit Hilfe aller zur Verfügung stehenden (oder zukünftig denkbaren) biomedizinisch-technischen Mitteln. Das Ziel ist die Erweiterung oder Optimierung des körperlichen und kognitiven Leistungsvermögens des Menschen zur Erreichung einer höheren Entwicklungsstufe, der des posthumanen Menschen. Der Transhumanismus unterscheidet sich also vom Perfektionismus darin, dass er nicht nur die menschlichen Fähigkeiten und Talente zur Vollendung bringen will, sondern ihnen weitere hinzufügen oder die vorhandenen auf ein ungeahntes Niveau heben will.

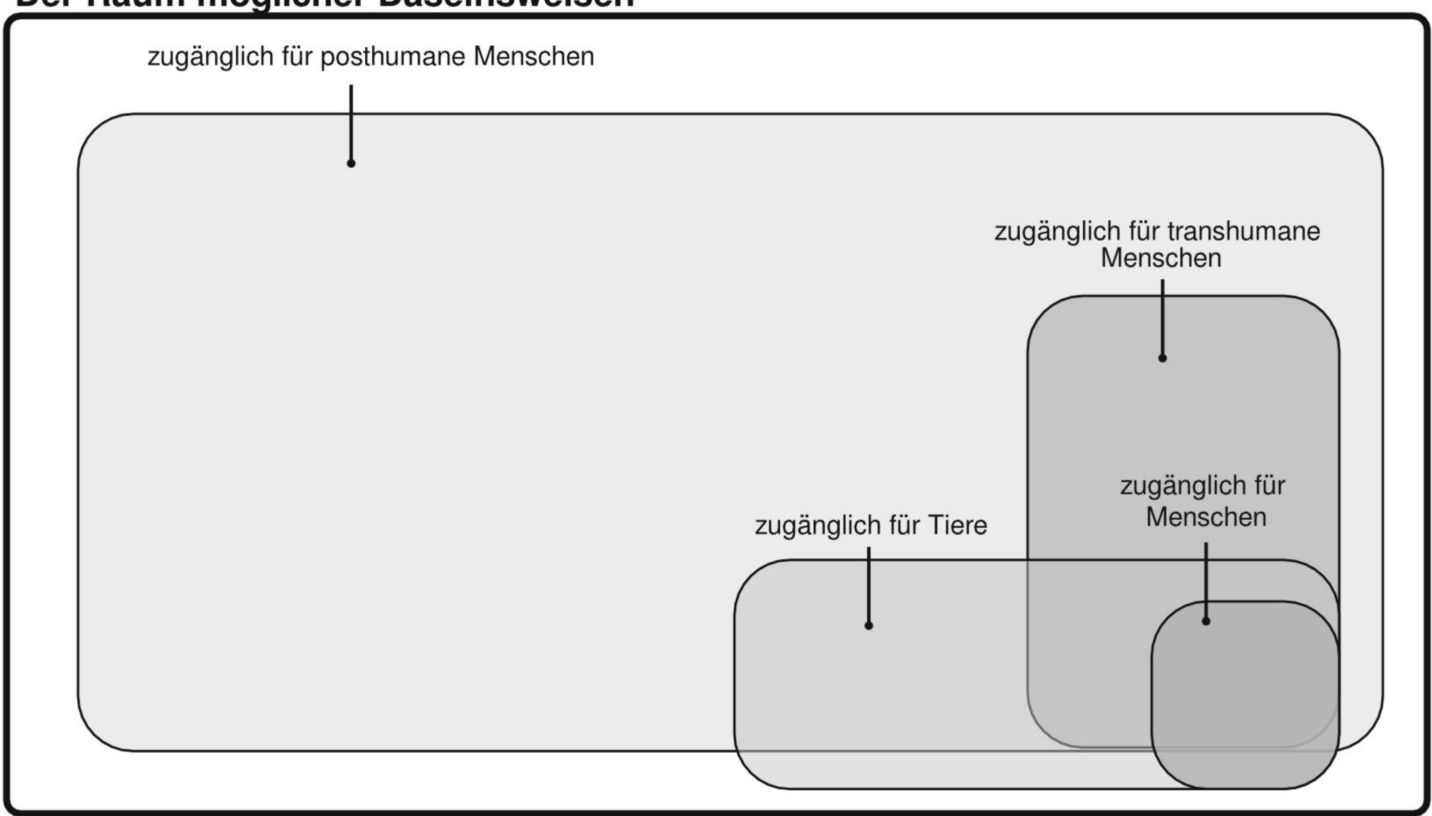
Von der Amöbe über den Affen zum Mensch – von da an übernehmen wir?

Über die letzten Jahrmillionen hat die Evolution zufällig zu dem geführt, was wir heute Mensch nennen: Einen Nachfahren der Trockennasenprimaten – biologisch ausgedrückt. Es herrscht eine ziemlich feste Definition davon, was Menschen idealerweise können und was sie schlechterdings nicht können. Religionen machen darüber noch einen Schritt hinaus und gehen häufig von so etwas wie einer unveränderbaren, menschlichen Natur aus, womit sie im fundamentalen Kontrast zur Auffassung der Transhumanist*innen stehen, in deren Bild der Mensch „a work-in-progress“[1] ist, wie es der britische Philosoph und Transhumanist Nick Bostrom ausdrückt. Der Transhumanismus versteht den Menschen als etwas, das nicht ohne weiteres definiert werden kann, da er noch in Arbeit ist, und überträgt im selben Zug den Fortschrittsoptimismus der Technik auf den Menschen.

Die Möglichkeit zur Verwendung von biotechnischen oder medizinischen Mittel stellt für die Transhumanist*innen einen Selbstzweck dar. Im Gegensatz zur Evolution, in der das blinde Spiel der Kräfte walte, folge der künstliche Eingriff des Menschen vernünftigen Kriterien. Der Fortschritt, den uns die Biotechnologie und Humanmedizin bringe, liege deshalb nicht allein in der Optimierung der menschlichen Konstitution, sondern im historischen Moment, ab dem die biologische Entwicklung des Menschen nicht mehr ausschließlich ein Produkt der Evolution sei. Allein schon die biotechnische Möglichkeit, zu verändern, sei daher ein Gewinn für die menschliche Selbstbestimmung, sich seine eigene biologische Verfasstheit zu wählen.

Bin auch ich bereits transhuman?

Die Palette potentieller Verfahren zur „Verbesserung“ des Menschen, sogenannten *Human Enhancements*, ist groß. Sie reicht von Maßnah-



Grafik: *Das hier abgebildete Schaubild entstammt einem Essay vom Transhumanisten und Philosophen Nick Bostrom[1]. Obwohl es ein Menschen- und Tierbild zu Grunde legt, welches durchaus kritisch zu beäugen ist,veranschaulicht es gut, in welchen Entwicklungshierarchien und Relationen die angeführten und unterschiedenen Lebensformen von den Transhumanisten gesetzt werden.*
*Das Schaubild ist folgendermaßen zu verstehen: Mit dem Raum möglicher Daseinsweisen ist die Summe aller kognitiver, emotionaler, physischer Zustände und sozialer Beziehungen gemeint, die ein Lebewesen erreichen bzw. erleben kann. Transhumane Menschen unterscheiden sich nach Bostrom von Posthumanen darin, dass sie sich noch in einer Übergangsphase befinden und lediglich moderate Enhancements, wie sie etwa heute schon vorkommen, implementiert haben. Mit Transhumanist*innen meinen wir im Artikel dagegen einfach Anhänger*innen oder Vertreter*innen transhumanistischer Anschauungen.*
Neben dem in dieser Grafik zum Ausdruck kommenden naiven Fortschrittsoptimismus transhumanistischen Denkens, stößt auf, dass sich die Bereiche der Daseinsweisen von Mensch und Tier überlagern. Auch kommt nur am Rande zur Geltung, dass dem post- oder transhumanen Lebewesen in seiner biomed., tech. Ausgestaltung selbstverständlich auch Daseinsweisen verloren gehen müssen. In diesem Sinne wird vernachlässigt, dass die sogenannte transhumanistische Optimierung in mancher Hinsicht auch mit einem Verlust an Qualitäten verbunden wäre.

men, die eine direkte Wirkung auf den lebenden Menschen erzielen, zu solchen, die auf die Planung der Nachkommen (genetic design) und die Veränderung des menschlichen Genoms abzielen (liberal eugenics). Allen ist jedoch zu eigen, dass sie über einen rein medizinischen oder therapeutischen Zweck hinausgehen. Vornehmlich zielen sie auf drei Bereiche:

1. Die Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit (z.B. Doping)
2. Die künstliche Erzeugung von emotionalem Wohlbefinden (bspw. der Einsatz von Antidepressiva zu nicht-terapeutischen Zwecken) oder intellektueller Höchstleistung (wie z.B. durch die Einnahme von Ritalin oder anderen Amphetaminen)
3. Die drastische Verlängerung der Lebenszeit bei anhaltend hoher Lebensqualität (Anti-Aging)

Der Gedanke, die persönliche Performance mittels chemischer Wirkstoffe über das biologisch vorgesehene Maß hinaus zu steigern, genießt längst Popularität. Beispielsweise nimmt jede*r fünfte Studierende in Deutschland leistungssteigernde Mittel.[2] Zwar sind die meisten Formen von Doping juristisch noch unzulässig, doch herrscht in manchen Kreisen bereits eine stillschweigende Billigung. Gesellschaftlich unstrittig sind derweil Human Enhancements, wie Impfungen, d.h. die präventive Immunisierung gegen Infektionskrankheiten, oder Prothesen, die den ersetzten Körperteilen überlegen sind. Ihnen würde man intuitiv einen rein medizinischen Zweck zuordnen, tatsächlich bedeuten sie aber auch eine Optimierung der menschlichen Physis.

Eine Rehabilitierung des "Eugenik"-Begriffs

Der Begriff "Eugenik" entstammt einer Debatte, die Ende des 19. Jahrhunderts von Sozialdarwinist*innen um Themen wie Rassentheorie, Züchtungs- und Bevölkerungspolitik geführt wurde. Im Nationalsozialismus wurde er dann parallel zur sogenannten "Rassenhygiene" verwendet und zur Rechtfertigung der "Euthanasiemorde" und Zwangssterilisationen gebraucht. Dementsprechend wurde er im medizinischen Jargon lange Zeit gemieden – bis die Transhumanist*innen den Begriff wieder in die Debatte einführten. Unter dem Stichwort "liberale Eugenik" diskutieren sie aktuelle Möglichkeiten der Genmanipulation, bspw. die Präimplantationsdiagnostik (PID). Der sogenannten liberalen Eugenik – im Unterschied zur (negativen) Eugenik – soll es allerdings nicht darum gehen, die Fortpflanzung von Personen, deren Erbanlage als negativ bewertet werden, zu unterbinden, sondern die Erbanlagen der Menschen mittels Gentechnik zu beeinflussen. Das transhumanistische Vorhaben hat demnach nicht die Verhinderung einer Geburt zum Ziel, sondern sei ein Angebot zur biologischen „Verbesserung".

So bietet die PID schon heute die Möglichkeit, Embryonen im Reagenz-



Der Transhumanismus hat insbesondere im angloamerikanischen Raum große Förderer und einige Akademien widmen ihre Forschungsfelder sogar ganz der transhumanistischen Programmatik. 2008 hat sich im Silicon Valley, unter Mitarbeit des wohl populärsten Transhumanisten Raymond Kurzweil, die sogenannte Sigularity University gegründet, welche sich den Transhumanismus zum Leitgedanken gemacht hat. Sie wird u.A. von großen Konzernen wie Google, Nokia oder Genentech gefördert.

glas zu erzeugen und zu untersuchen, bevor sie in die Gebärmutter eingepflanzt werden. Dieses Verfahren erlaubt es nicht nur, Erbkrankheiten vor der Schwangerschaft zu erkennen und auszuschalten, sondern darüber hinaus auch erbliche Eigenschaften und das Geschlecht des Kindes auszuwählen. Weltweit wurde die PID bereits bei der Zeugung von über 10.000 Kindern angewendet.[3] Kritiker*innen hegen die Befürchtung, sie könne trotz vieler Beteuerungen ein erster Schritt sein, den "Züchtungsgedanken" wieder salonfähig zu machen.

„The biggest threat to humanity"

Auf die Frage, was gegenwärtig die größte Bedrohung für die Menschheit darstelle, antwortete der liberale prokapitalistische Theoretiker Francis Fukuyama, der auch Mitglied des US-amerikanischen Bioethik Rates ist: „Transhumanismus".[4] Mit dieser Überzeugung steht er nicht allein da. Insbesondere Religionsanhänger*innen verurteilen die biomedizinische Planung der Nachkommenschaft als einen Eingriff in die „göttliche Schöpfung". Doch Kritik am Transhumanismus kommt auch von anderer Seite. Sie betont oftmals die immensen Gefahren und Risiken, die bei der Durchführung sogenannter Human Enhancements auftreten können. Insbesondere ist ungewiss, ob gentechnische Veränderungen zum Zwecke der Wahrnehmungs- und Leistungssteigerung nicht zur Überforderung des menschlichen Organismus führen, oder ein störendes Ungleichgewicht erzeugen könnten. Außerdem scheint das transhumanistische Projekt die Teilung in politisch-ökonomische Klassen weiter zu zementieren. Denn das von Transhumanist*innen angepriesene Modell von biologischer „Optimierung" scheint, aufgrund immenser Kosten, nur wohlhabenden Kreisen zugänglich zu sein. Hierbei drängt sich auch die Frage auf, wie bei einer weltweiten medizinischen Unterversorgung überhaupt aufwendige und kostspielige biotechnische Eingriffe zu rechtfertigen sind.

Eine erste Bilanz

Die enorme Diversität in Art und Anwendung von *Human Enhancements* weist darauf hin, dass eine Bewertung ihrer moralisch-ethischen Zulässigkeit, wie ihres Wertes fallabhängig ist. Dieser kleine Überblick hat gezeigt, dass nicht jedes Human Enhancement gleich von gesellschaftlicher Brisanz sein muss, es aber andererseits durchaus sein kann. Unbemerkt scheint sich derweil so etwas wie ein Transhumanismus-light, also eine gemäßigte Befürwortung des transhumanistischen Vorhabens, etabliert zu haben. Doch wir befinden uns gegenwärtig erst in den Anfängen einer Dynamik, die nicht nur das Potential hat, viel größere Ausmaße einzunehmen, sondern sich auch zu verselbstständigen. Die Befürchtung scheint nicht allzu fern, dass die freiwillige Bereitschaft oder der Wille, Human Enhancements an sich oder den eigenen Kindern vorzunehmen, in einer leistungsorientierten Marktwirtschaft bald zum subtilen Zwang wird. Eltern stehen dann zukünftig vor dem Dilemma, ob sie von den vorhandenen Möglichkeiten Gebrauch machen sollten, damit ihre Kinder später noch mit anderen posthumanen Kindern auf dem Arbeitsmarkt konkurrieren können.

[1] Nick Bostrom (2003): Transhumanist Values. nickbostrom.com.
[2] Auf den Lernrausch folgt die Einsamkeit (2013). In: Zeit online, 06.03.2013. (Zeitungsartikel, welcher sich auf eine Studie der Universität Mainz vom Januar 2013 beruft)
[3] Bundesärztekammer (2011): Memorandum zur Präimplantationsdiagnostik (PID). Berlin.
[4] Francis Fukuyama (2004): Transhumanism. In: Foreign Policy, 01.09.2004. Siehe auch: Nick Bostrom (2004): Transhumanism: The World's Most Dangerous Idea? nickbostrom.com.

Von Säcken und Bienchen

Eine Gesellschaft zwischen Lethargie und Stress

Faulheit – jede/r kennt sie. Manche mehr, manche weniger. Faulheit oder besser: sogenannte Faulheit kann etliche Gründe haben; schließlich ist sie in der Regel nicht Ursache, sondern Wirkung. Häufig eilen ihr Langeweile, Motivationslosigkeit, Unter- oder Überforderung voraus. Auch kann sie sich in unterschiedlicher Form äußern: Die einen lernen oder arbeiten nicht (mehr) im erforderlichen Ausmaß, andere vernachlässigen soziale Kontakte, wiederum andere driften in Unordnung oder mangelnde Körperhygiene ab. Klar ist, 24/7 kann keine/r von uns funktionieren, geschniegelt und gestriegelt sein, dazu hellwach und arbeitswütig. Wir alle brauchen ab und zu eine Jogginghose, ein Buch, einen Fernseher oder einen Ausflug in die Natur. Denn Faulheit ist wichtig für unser seelisches und körperliches Wohlbefinden. Aber wo liegt das richtige Maß in einem viel abverlangenden Alltag? Ist Fleiß vielleicht – überspitzt gefragt – nur eine böse Erfindung von Politik und Wirtschaft?

Wer von Faulheit redet, muss meistens auch von persönlicher Zeit reden. Immerhin ist sie ausnahmslos begrenzt. Wir brauchen im Normalfall täglich unseren Schlaf und unsere Lebenszeit währt nicht ewig. Innerhalb dieser müssen wir immer wieder Teilzeiten investieren. Zuerst investieren wir sie per Schule, Ausbildung oder Studium in Zeit, die wir später verbringen werden. Diese verbringen wir dann zu gut zwei Dritteln, Monat um Monat, für einen hoffentlich passablen Lebensstandard. Die natürliche zeitliche Begrenzung, die in Konkurrenz steht zu materiellen, körperlichen und seelischen Bedürfnissen, führt dazu, dass die Mehrzahl der Menschen Abstriche machen und Prioritäten setzen muss. Eine große Wohnung, Hobbys, Partys und viel Freizeit, geschweige denn Urlaub, gehen in der Regel nicht zusammen – so ist die ökonomische Realität. Sehnsüchte werden eingetauscht gegen eine Stechuhr oder Hartz IV.

Viele verlieren durch so erlebte Enttäuschungen ihre Motivation: Die einen arbeiten überlastet und haben zu wenig Zeit und Kraft, sich FreundInnen und Familie zu widmen oder Innovatives zu unternehmen, da sie ihre wenige Freizeit zur Erholung benötigen. Die anderen haben zwar Zeit, aber armutsbedingt kaum Perspektiven zur Selbstentfaltung und gleiten so nicht selten in Lethargie und Depression ab. Etwaige Zustände – individuell durch psychische Sensibilität oder Drogenmissbrauch verstärkt – werden dann salopp als Faulheit betitelt, dabei geht man in der Psychologie längst nicht mehr davon aus, dass es so etwas wie bloße Faulheit überhaupt gibt.

Die Hauptursache der sogenannten Faulheit ist auch laut Psychologie von heute meist Demotivation, ausgelöst zum Beispiel durch Enttäuschungen im eigenen Umfeld. Das heißt, man wird faul, weil ursprünglich vorhandene Motivation missbraucht wurde – durch Schule, ArbeitgeberInnen, Jobcenter, aber auch von FreundInnen, Familie oder anderen Mitmenschen. Die ursprüngliche Motivation – eigentlich produktiver Natur – wird dann salopp mit Fleiß gleichgesetzt, der wiederum immer mehr als destruktiver Zwang wahrgenommen wird, bis man dann Stress oder Prokrastination ohnmächtig erliegt – manchmal gar mit erheblichen psychischen Folgen. Die Aufteilung, Faulheit wäre per se schlecht, Fleiß hingegen grundsätzlich gut, ist also nicht so einfach vorzunehmen.

Nun soll der Artikel aber auch kein Plädoyer für Faulheit beziehungsweise Motivationslosigkeit sein. Schließlich ist Motivation, wie das Wort schon selbst andeutet, der Motor unseres Lebens, ein Schlüssel zu Selbstentfaltung, kurzum unser Glücksgarant. Anders als manche linke Randmeinung verlauten lässt, ist in dem Zusammenhang berufliche Beschäftigung nicht ausschließlich als Lohnquelle und Zeitfresserin, sondern zumindest theoretisch auch teilweise als Feld der Selbstentfaltung zu bewerten. Dass das mit der Realität häufig nicht übereinstimmt, ist natürlich klar. Die ursprüngliche Motivation wird leider in vielen Fällen benutzt, um monotone, anstrengende oder schlicht zu viele (oder gar



keine) Arbeiten ausführen zu müssen und wandelt sich so in leidenschaftslose Folgsamkeit aufgrund von Existenzsorgen – mit erheblichen Folgen für unser Wohlbefinden.
Sogar Gott, das heißt die Kirche, will hier ein Wörtchen mitreden und versucht, mit Angst und metaphysischer Motivation das Hamsterrad der Gefolgsamkeit am Laufen zu halten. Zwar ist ihr gesellschaftlicher Einfluss dieser Tage geringer denn je, doch fördert auch sie im Großen und Ganzen eine Weltanschauung, die Selbstentfaltung kaum zulässt. Der Protestantismus erklärt irdische Freuden für sündhaft: man hätte ein Leben lang zu arbeiten – die Belohnung warte im Paradies. Geschehe dies nicht, so müsse man das Höllenfeuer befürchten. Auch die katholische Kirche verfolgt Ähnliches durch die Festschreibung ihrer sieben Todsünden, worunter auch die Faulheit fällt. Der Mensch soll arbeiten, sein Geld der Kirche opfern, nicht nachfragen oder sich beschweren – die perfekte Verzahnung religiöser und ökonomischer Beherrschung.

Ist also doch der Fleiß das Übel? Jein. Auch diese Frage muss differenziert beantwortet werden. Wie die Faulheit ist auch der Fleiß – oben angedeutet – nur ein Symptom, also eine Sache, die uns wahrnehmbar erscheint, aber an sich nichts über ihren Ursprung aussagt. Grundsätzlich muss man von zwei Idealtypen von Fleiß ausgehen. Einmal jener „krankhafte“, der aus Angst und Druck von außen entsteht, auf der anderen Seite der „gesunde“ Fleiß, der sich aus Eigenmotivation ergibt. Da es sich um Idealtypen handelt, bedeutet das auch, dass nicht selten beide in Kombination auftreten. So kann eine Prüfung unangenehm sein, obwohl man das Schulfach eigentlich sehr mag, gleichzeitig aber ein enormer Druck von außen entsteht, eine gute Note zu schreiben. Handelt man aber überwiegend aus gesundem Fleiß, so lässt sich dieser nur bejahen und unterstützen.
Nicht zuletzt ist dieser Fleiß – also eine motivierte Grundhaltung – der entscheidende für das Erreichen von Erfolgen, nicht zwangsläufig beruflich, sondern auch etwa innerhalb seines Hobbys, im privaten Umfeld oder auf politischer Ebene. Er kann also auch genauso ausschlaggebend für unser persönliches Wohlbefinden sein, wie das zeitweilig gezielte Nichtstun oder Sich-berieseln-lassen, um uns nicht zu überstrapazieren.

Dieses gesunde Gleichgewicht muss gewahrt bleiben, nicht nur individuell, sondern auch kollektiv. Der Kampf um weniger beziehungsweise besser entlohnte oder stressfreiere Arbeit ist also nicht einfach nur materiell zu werten, er erfüllt darüber hinaus auch eine geistige Belebung, spendet neue Lebenskraft. Doch wie fängt man an, für eine Besserung einzutreten?! Wichtig ist zu allererst, dass die Leute ehrlich mit sich selbst und ihrer Lebenslage sind und sich – möglicherweise auch anderen Leuten Fragen stellen – wie zum Beispiel: Bin ich mit dem zufrieden, was ich tue? Könnte ich mehr oder anderes leisten? Wenn ja, wo liegen die Blockaden? Wie kann ich diese beheben?

Wichtig ist es aber auch, sich in seine Mitmenschen hineinzuversetzen, die man entweder selbst für faul oder als VerursacherInnen für die eigene Antriebslosigkeit erachtet. Haltet ihr den Zustand für problematisch, sprecht betreffende Personen auf das Thema an und holt euch ggf. Hilfe von FreundInnen oder einem/r Therapeutin. Schließlich sind diese dafür ausgebildet, tiefliegende persönliche Probleme und Hemmnisse aufzuklären und möglichst zu beheben. Manchmal reicht es Personen in weniger schwerwiegenden Fällen aber auch schon aus, einen Ausgleich zu ihrem Alltag zu finden durch Sport, Kunst, Literatur, Musik oder einfach regen sozialen Kontakt, um neue Energien zu schöpfen. Schlussendlich ist es aber wichtig, anzuerkennen, dass jeder Mensch dafür auch Auszeiten und Zeit ohne jede Aktivität braucht.

Ja, Alltag ist Krieg. Das Leben ist nicht wirklich einfach. Doch deswegen in Weltschmerz und Selbstmitleid zu verfallen, kann nicht die Lösung sein, vor allem wenn man eine Besserung seiner Lage erwünscht. Deswegen lohnt es sich immer, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und einen neuen Versuch zu starten, Dinge in seinem Leben zu verändern – was gibt es großartig zu verlieren?

Power to the Bauer

Auf dem Lande wächst etwas heran

Der 17. April ist der Internationale Tag der ländlichen Kämpfe. Ins Leben gerufen wurde dieser Tag von der Gruppierung „La Via Campesina“. Die Aktivitäten der Campesin@s [1] erstrecken sich vom alltäglichen Widerstand bis hin zu internationalem Lobbying.

Land, Nahrung, Würde und Leben

Der Mensch, mit all seiner Schaffenskraft und seinem Zerstörungsvermögen, benötigt als Voraussetzungen seines Handelns Nahrung, Wasser und grundlegende Rohstoffe wie Holz. Die Beschaffung dieser Güter, die Urproduktion, geschieht im wirtschaftlichen Primärsektor. Dieser ist fast ausschließlich in ländlichen Regionen bzw. „auf dem Land“ angesiedelt, denn das Urproduktionsmittel der Menschen ist und bleibt der unversiegelte, lebendige und mit Humus angereicherte Boden.

In unseren urbanisierten Gefilden, mit einem stetig wachsendem und sich neu erfindendem Gestrüpp aus Verarbeitungs- und Dienstleistungssektoren, fällt der Blick runter auf den Boden, auf den Primärsektor, nur gelegentlich. Die meisten EuropäerInnen haben wohl kaum einen konkreten Bezug zur Urproduktion, sondern konsumieren lediglich deren Produkte. Und wird doch einmal der Blick in die Kette des Produktes zurückgeworfen, endet dieser meistens auch bei der Frage, ob Bio oder nicht.

Hinter diesen alltäglichen Produkten stehen hunderte Millionen Erwerbswirtschaftende – und mit den noch viel zahlreicheren Subsistenzwirtschaftenden, macht die Landbevölkerung rund die Hälfte der Weltbevölkerung aus. Die Anzahl und die Lebensbedingungen unterscheiden sich nach Regionen stark, mit einem klaren Gefälle vom globalen Norden in den Süden bezüglich des Wohlstandes und umgekehrt beim Betrachten der Anzahl. Doch geeint wird der größte Teil von ihnen bei den Grundthemen ihrer Kämpfe und dies nicht zuletzt aufgrund der neoliberalen Globalisierung und geopolitischen Kampagnen, deren negative Auswirkungen sich besonders stark im Primärsektor niederschlagen. Bei ihren Kämpfen geht es besonders um Besitzfragen von Land, Zugang zu Wasser oder gar die Patentierung von Leben bis hin zu Gender-Themen, regionale und internationale (Wirtschafts-)Politik, Ökologie, Arbeitsbedingungen oder die Bewahrung von Kulturen. Und so, wie ihre Probleme und deren Ursachen weltweit verstrickt sind, genau so global haben sich Menschen vom Land in „La Via Campesina“ zusammen getan, um gemeinsam für ihre Selbstbestimmung zu kämpfen.

La Via Campesina

“La Via Campesina” (mit „der bäuerliche Weg“ übersetzbar) wurde 1993 gegründet und ist eine pluralistische Gruppierung, zu welcher sich BäuerInnen, LandarbeiterInnen, FischerInnen und ländliche Organisationen zählen, einschließlich Gruppen von Frauen und Indigenen. Sie umfasst ca. 150 lokale und nationale Organisationen aus 70 Ländern, die meisten von ihnen sind auf der Südhalbkugel aktiv, aber auch „westliche“ Vereinigungen engagieren sich in der “Via Campesina”, wie die deutsche Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL). Nach eigenen Angaben vereint “La Via Campesina” rund 200 Millionen Menschen unter ihrem Banner und ist für diese eine Bewegung, Netzwerk, Gewerkschaft und politische Organisation mit basisdemokratischen Strukturen. Als gemeinsames Ziel wird das selbst entworfene Konzept der Ernährungssouveränität betrachtet.

Ernährungssouveränität

Beim Welternährungsgipfel der UN 1996 in Rom brachten die VertreterInnen von “La Via Campesina” den Begriff der Ernährungssouveränität ein. Dieser ist als Gegenstück zu dem bis dahin verwendeten Begriff der Ernährungssicherheit gedacht. Der von der (vor allem westlichen) Politik benutze Begriff der Ernährungssicherheit entspringt neoliberalen Theorien und dreht sich aus dieser Perspektive um die Nahrungsversorgung der Weltbevölkerung.

Der Begriff der Ernährungssouveränität umfasst viel mehr als das Stillen des Hungers. So geht es um eine umfassende Horizontalisierung von Macht und Kontrolle mit Blick auf ein gänzlich neues System und über-

steigt somit die reine Nahrungsversorgung, welche nur als Ausgangspunkt weiterer Prozesse betrachtet wird. In der Abschlusserklärung des Forums für Ernährungssouveränität 2007 in Mali heißt es:

„Ernährungssouveränität ist das Recht der Menschen auf gesunde und kulturell passende Nahrung, welche durch ökologische und nachhaltige Methoden produziert wird, und ihr Recht, ihre eigenen Lebensmittel- sowie Agrarsysteme zu definieren. Dabei stehen diejenigen, die Lebensmittel produzieren, vertreiben und konsumieren, im Mittelpunkt des Lebensmittelsystems – anstelle der Nachfrage von Märkten und Unternehmen. Ernährungssouveränität bedeutet die Schaffung neuer sozialer Beziehungen frei von Unterdrückung und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, ethnischen Gruppen, sozialen Klassen und Generationen."

Seit einigen Jahren schon hat sich der Begriff der Ernährungssouveränität etabliert, er ist Schlagwort vieler Organisationen weltweit und auch von diversen nationalen und internationalen Institutionen anerkannt. Im Jahr 2008 verankerte Ecuador das Konzept der Ernährungssouveränität in seiner Verfassung; Venezuela, Mali, Bolivien, Nepal und Senegal haben es zum Teil ihrer nationalen Politik gemacht.

Grassroots Lobby

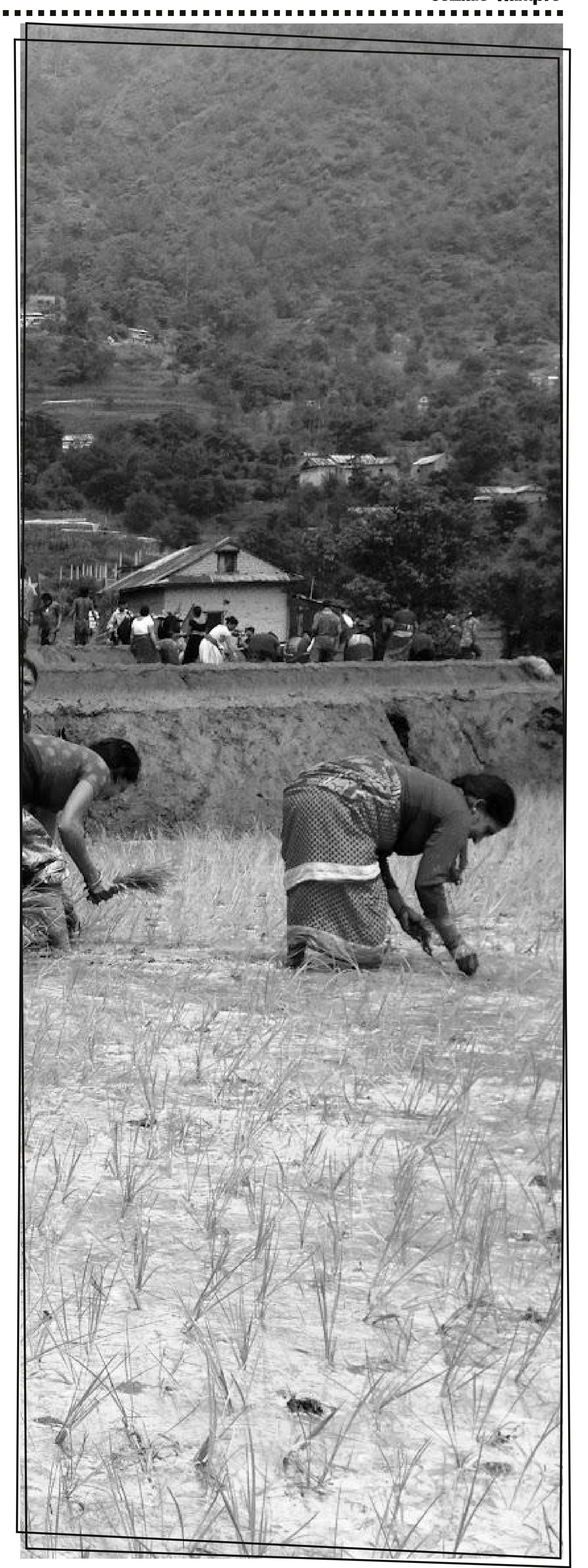
"La Via Campesina" ist basisdemokratisch strukturiert. Ihre Mandatierten und RepräsentantInnen sind selbst landwirtschaftlich tätig bzw. von entsprechenden Gruppen gewählt und müssen sich immer mindestens zur Hälfte aus Frauen zusammensetzen. Für viele ist "der bäuerliche Weg" die Befreiung von bevormundenden Einrichtungen wie der Kirche, Parteien und NGOs. Doch aus dieser Unabhängigkeit resultiert hier nicht jegliches unterlassen von Dialogen und Verhandlungen mit solchen Organisationen. Viel eher ist dies eine der großen Schwierigkeiten der Bewegung: der Spagat zwischen Basisdemokratie und emanzipativen Ansprüchen auf der einen, und Lobbying auf höchsten nationalen und internationalen politischen Ebenen auf der anderen Seite. So unterzeichneten VertreterInnen der "Via Campesina" im Oktober 2012 mit dem Generaldirektor der FAO (Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der UN) ein Abkommen über eine zukünftige Zusammenarbeit. Generell übernehmen VertreterInnen von "La Via Campesina" bei Bündnissen nur eine unterstützende bzw. beratende Rolle. So soll die lokale Verwurzelung gewährleistet bleiben, ohne auf Einflussmöglichkeiten zu verzichten.

Globalizing hope – globalizing struggle

Die meisten Campesin@s gehören zu den am stärksten von Armut und Ausbeutung Betroffenen. Sie kämpfen für ihre Selbstbestimmung, sowie für unser aller Nahrung – und dies sichtbar mit Erfolg und auf der ganzen Welt. Marx prognostizierte das Verschwinden der Bauernklasse im Kapitalismus, neoliberale Stimmen propagiern die Verschmelzung von Höfen und Agrarbetrieben zu riesigen hochkommerzialisierten und industriellen Farmen. In Teilen der Welt mag dies zutreffen. Doch mittlerweile ist klar geworden, wie bedeutend kleinteilige Agrarstrukturen sind und auch bleiben werden, besonders in Hinblick auf ein nachhaltiges Morgen. Und so wünschen wir einen kämpferischen 17. April – und schauen zuversichtlich in eine herrschaftsfreie Zukunft.

„Ein Bauer kommt vom Land. Dort waren immer Bauern gewesen. Wer vorher dort nicht war, das waren Investoren, Industrielle, Parteien, usw. Bauern haben immer existiert und werden auch weiterhin existieren. Sie werden sich niemals beseitigen lassen." Marcelo Carreon Mundo (2000), Vertreter der Forstorganisation im Gebiet der Maya in Mexiko.

[1] Im Spanischen wird das @-Zeichen zum Gendern von Worten verwendet. Es steht dabei für eine Kombination der Buchstaben "a" und "o", die normalerweise eine geschlechtliche Zuordnung ausdrücken.



Eine Frage der Revolution

Über den Zusammenhang von Sozialismus und Kultur im Syndikalismus

Als Rudolf Rocker im Dezember 1919 dem zwölften SyndikalistInnen-Kongress in Berlin seine „Prinzipienerklärung des Syndikalismus“ vortrug, brachte er einen wesentlichen Aspekt seiner Theorie auf nur einen Halbsatz: „Ausgehend von der Erkenntnis, daß der Sozialismus letzten Endes eine Kulturfrage ist“[1], entwickelte er vor seinen ZuhörerInnen ein Programm, welches sich vorrangig mit der Notwendigkeit einer föderalistischen Gewerkschaftsbewegung für die Verwirklichung des freiheitlichen Sozialismus auseinandersetzt. Vielen, die Rockers Ausführungen folgten oder sie später lasen, mag dieser Satz nie aufgefallen sein, geschweige denn einen besonderen inhaltlichen Zusammenhang ergeben haben. Nicht nur in der „Prinzipienerklärung“, sondern auch in der allgemeinen Theoriepflege des Syndikalismus wurde der Kulturaspekt lange vernachlässigt. So kam es, dass in den folgenden Jahren bis zur Gegenwart das Konzept der Kampf- und Kulturorganisation immer ungenauer formuliert, und letztlich auch falsch verstanden wurde. In der heutigen Organisationsarbeit scheinen ökonomischer Tageskampf und politische Kultur als zwei getrennte Arbeitsbereiche aufzutreten. Auf der einen Seite steht bestenfalls die Aktivität im eigenen Betrieb, auf der anderen jegliche Betätigung im Bereich der politischen Freizeit so z.B. Filmabende, Lesungen usw., was der syndikalistischen Auffassung im Wesentlichen nicht gerecht wird. Wer dem Sozialismus die Kulturfrage stellen will, der/die muss nach der tiefer liegenden Einheit beider Spähren suchen.

Menschen wollen Menschen werden

Der allgemeine Sprachgebrauch übergeht meist die vielen Ebenen auf denen von der Kultur im Singular gesprochen werden kann, setzt sie meist mit künstlerischer Tätigkeit gleich. Definitionen in diesem Sinne sind nicht unbedingt falsch, sie greifen jedoch nur gewisse Teilphänomene des kulturellen Wirkens der Menschheit auf. Auf der Suche nach den politischen Zusammenhängen rund um den Kulturbegriff, soll von einer umfassenderen Beschreibung ausgegangen werden. Es ist wiederum Rocker, der in seinem Hauptwerk „Nationalismus und Kultur“ versucht, eine entsprechende Erklärung darüber abzugeben, worin der Sinn des K-Wortes eigentlich besteht. Dabei nähert er sich dem Begriff zunächst über die Wortherkunft, dem lateinischen „cultura“, welches ursprünglich das bewusste Eingreifen des Menschen in die Natur, im Sinne von „pflegen“, meint. Rocker besinnt sich auf diese Bedeutung zurück, um sie im jeweiligen historischen Kontext zu verstehen und die kulturelle Entwicklung der Menschheit als einen fortlaufenden Prozess zu beschreiben. Beginnend mit dem Wirken des Menschen, der sich „sozusagen sein eigenes Klima schuf , das ihn befähigte, den Ort zu wechseln und den natürlichen Lebensbedingungen zu trotzen“[2], entstanden aus der allmählichen Naturbeherrschung relativ sichere Lebensumstände. Die Menschen, die ihre Existenz ansatzweise gesichert hatten, gewannen ausreichend geistigen Spielraum, auch ihrer sozialen Umwelt immer bewusster Gestalt zu geben. Denn je mehr die Produktivität und der Lebenskomfort stiegen, desto mehr Möglichkeiten entwickelte der Mensch, über seine sozialen Gefüge zu reflektieren. Für Rocker stellt sich also „die Menschwerdung als der Anfang aller Kultur und das menschliche Leben als ihr Inhalt schlechthin“[3] dar, was auch beinhaltet, dass alle möglichen Bereiche wie Kunst, Politik, Wirtschaft, Technik, Naturwissenschaft etc. zu gleichberechtigten Ausdrücken des kulturellen Lebens werden.

Doch eine solch offene Definition bringt einige Probleme mit sich. Fasst man unter dem Kulturbegriff einfach alle bewussten Eingriffe des Menschen in sein Umfeld, so bleiben „auch Sklaverei und Despotismus […] Erscheinungsformen des allgemeinen Kulturgeschehens, denn auch sie stellen ein bewußtes Eingreifen in den natürlichen Lauf der Dinge dar“[4].Kultur würde somit kein Richtig und kein Falsch kennen, es gäbe keinen Unterschied zwischen progressivem und reaktionärem Handeln, die Selbstbezeichnung als Kulturorganisation verlöre allen politischen Gehalt. Erst wenn ein Prozess eine Zielvorstellung enthält, kann konstruktives und destruktives unterschieden werden, ja überhaupt erst von einem Prozess gesprochen werden.

Ein Fluss und viele Arme

Doch wodurch erhält die Kulturentwicklung ihre Richtung? Für AutorInnen verschiedenster Denkrichtungen findet sich die Antwort in der Biologie. Als der Anarchist und Naturforscher Peter Kropotkin seine Theorie der „Gegenseitigen Hilfe“ als Ergänzung zur Darwin'schen Evolutionsbiologie entwarf, legte er den Grundstein für Erkenntnisse, welche durch die Neurobiologie ausdifferenziert und weiterentwickelt

wurden. Danach entspringen soziales Empfinden, Solidarität und Mitgefühl einem evolutionären Bedürfnis nach Selbst- und Arterhaltung und bilden eine wichtige Triebfeder der menschlichen Gesellschaft. Die Auflösung von Konflikten in einer nach den Prinzipien der Verantwortlichkeit, Solidarität, Gleichheit und Freiheit funktionierenden Gesellschaft, stellt so ihr eigenes Fortbestehen, und das jedes Individuums, sicher. Eine einseitige Argumentation, die gesellschaftliche Funktionsweisen aus der Biologie des Menschen herleitet, kann hieraus nicht gezogen werden, es gilt lediglich aufzuzeigen, welchen Anstoß die Kulturentwicklung erfahren hat und welches Ziel als ihr Ideal formulierbar ist. Schließlich ist nicht von der Hand zu weisen, dass die oben formulierten Prinzipien immer wieder, und eben auch bewusst, durch menschliche Institutionen und Handlungen verneint wurden und werden. Versuchen wir den Kulturbegriff als etwas positiv-politisches zu verstehen, müssen wir auch der Tatsache Rechnung tragen, das konkrete Dynamiken und Prozesse innerhalb jeder Gesellschaftsform zu Rückschlägen führen können. Die allgemeine Bewegung, vom unbewusst-biologischem Ansporn, das Zusammenleben zu strukturieren, hin zur aufklärenden-reflektierten Politik mit dem Ziel der universellen Freiheit und Gleichheit aller Menschen, bleibt davon unberührt. In ihr liegen Anfang und Zielvorstellung des sozialistischen Kulturbegriffes.

Nischengeist und Freiheitswille

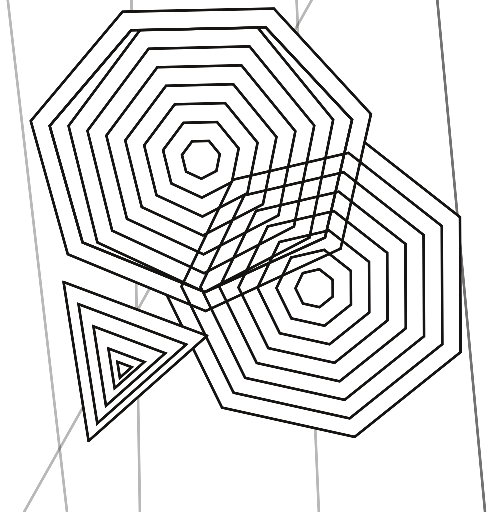
Übersetzt in konkrete Politik bedeutet dies, dass eine Organisation im Sinne von Verantwortlichkeit, Solidarität, Gleichheit und Freiheit wirken muss. Doch sie tut dies nicht, indem sie es einfach behauptet, sondern indem sie diese Ideen in die Praxis umsetzt. Nach Innen, wie nach Außen. An dieser Stelle schließt sich der Kreis. Denn ist der Sozialismus eine Kulturfrage, betrifft er also die Gesamtheit des menschlichen Wirkens, mit dem Ziel einer möglichst freien und gerechten Gesellschaft, so betrifft er auch das gesamte menschliche Leben in der Gegenwart. Es kann für ihn keine Organisationsform geben, die ihre Mitglieder vor einer Entmündigung durch den Staat, Chef etc. schützt, ohne ihnen intern alle Freiheit und Verantwortung zu bieten. Gleichzeitig ist eine Organisation, welche sich als Nische versteht, welche alle Freiheiten gewährt, ohne sie gegen die Angriffe gesellschaftlicher Institutionen verteidigen zu können, ebenso wenig konstruktiv im Sinne des sozialistischen Kulturauftrages. Eine Kampf- und Kulturorganisation, fördert nach Innen das stimmige Zusammenleben ihrer Mitglieder und verteidigt die hieraus gewonnen Werte über ihre eigenen Grenzen hinweg. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass auch hier die Interpretation im zeitlichen und regionalen Zusammenhang geleistet werden muss. Eine Organisation im Raum Berlin, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, konnte für das kulturelle Leben ihrer Mitglieder sehr viel mehr durch selbst organisierte Freizeitaktivitäten, Bibliotheken etc. leisten, als es heute der Fall wäre. Schließlich stehen einem Großteil der Menschen heute vergleichbare Angebote jederzeit zur Verfügung, sodass es auf den einen Film mehr oder weniger nicht weiter ankommen würde. Erst durch das spezielle Zustandekommen der Veranstaltung, die aus einer Gemeinschaft heraus geschaffen wird, um deren kämpferische Praxis zu propagieren und zu reflektieren, wird diese Art der Organisationsarbeit interessant. Sie fügt sich dann in ein Gesamtbild ein, in dem die Menschen sowohl geistig, als auch materiell an den Entfaltung der Kultur gebunden sind.

[1] Rocker, Rudolf: Die Prinzipienerklärung des Syndikalismus, in: Arbeiterselbstverwaltung, Räte, Syndikalismus, Karin Kramer Verlag, Berlin 1971, S. 11
[2] Rocker, Rudolf: Nationalismus und Kultur, Bibliothek Thélème, Münster, 1999, S. 337
[3] Ebd.
[4] Rocker, Rudolf: Nationalismus und Kultur, Bibliothek Thélème, Münster, 1999, S. 338

AS... What?

Die Anarchosyndikalistische Jugend Berlin versteht sich als Kultur- und Kampforganisation nach Selbstverwaltung strebender Jugendlicher. Ziel ist es, die gesellschaftliche Selbstverwaltung in allen Lebensbereichen umzusetzen, um so letztendlich eine Gesellschaft ohne Herrschaft des Menschen über den Menschen zu verwirklichen. Ihre Mitglieder setzen sich zusammen aus SchülerInnen, Studierenden, Auszubildenden und jungen Menschen mit und ohne Arbeit. In unserer alltäglichen Arbeit organisieren wir sowohl kulturelle Veranstaltungen wie z.B. Lesungen, Info- und Diskussionsabende, Filmvorführungen, Konzerte und Partys, aber auch unsere eigenen Bedürfnisse z.B. in Bildungseinrichtungen, am Arbeitsplatz, etc. Die Mittel zur Durchsetzung unserer Bedürfnisse wählen wir selbst und gemeinsam. Dabei können Demonstrationen, Kundgebungen und Veranstaltungen, aber auch direkte Aktionen wie Blockaden, Streiks und Besetzungen eine Rolle spielen. Es erscheint uns als sinnvoll und notwendig alltägliche politische, soziale und ökonomische Kämpfe mit unseren herrschaftsfreien Ideen und Anschauungen zu verknüpfen. Wenn Du also deine Interessen und Bedürfnisse nicht mehr anderen überlassen, sondern selbst handeln willst, komm zu uns! Lass uns kreativ daran arbeiten und gemeinsam und solidarisch Lösungen finden.

Wir treffen uns jeden 1., 3. und 5. Dienstag des Monats um 18.00 Uhr im FAU-Lokal Lottumstraße 11 (U Rosa-Luxemburg-Platz/ U Rosenthaler Platz).





ASJ Gruppen

Berlin
asjberlin.blogsport.de
asj-berlin@riseup.net

Bielefeld
selbamachen.blogsport.eu
selbAmachen@riseup.net

Bonn
asjbonn.blogsport.de
asjbonn@riseup.net

Göttingen
asjgoe.blogsport.de
asjgoe@ungehorsam.ch

Herne/Recklinghausen
asjruhrpott.blogsport.de
asjruhrgebiet@riseup.net

Leipzig
asjl.blogsport.de
asj-leipzig@riseup.net

Mainz
junge-foederation@riseup.net

Bundesweit
http://asjugend.blogsport.eu

V.i.S.d.P.: Anna Müller, Hauptstr. 7, 10827 Berlin